

mosaik

Zeitschrift für Literatur und Kultur



ein bisschen Nähe

Ausgabe 38 – Herbst 2022

mosaik - Verein zur Förderung neuer Literatur und Kultur
(ZVR: 036974145)

Herausgeber*in: Josef Kirchner, Sarah Oswald
Textauswahl: Felicitas Biller, Marko Dinić,
Katharina J. Ferner, Manuel Riemelmoser
Layout/Satz/Grafik/Illustration: Sarah Oswald
Korrektur: Felicitas Biller, Manuel Riemelmoser
Druck: unitedprint.com Österreich GmbH
Schenkenstraße 4, 1010 Wien

mosaikzeitschrift.at
liberladen.org

Auflage: 1500 Stück
Erscheinungsweise: 3 Ausgaben pro Jahr
Erscheinungsort: Salzburg
ISSN 2409-0220

mosaik ist eine Plattform zur Vermittlung und Vernetzung gegenwärtiger Literaturen. Print- und Onlinepublikationen sowie Veranstaltungen treten in Synergie mit anderen Kunstformen und zielen auf die Förderung aktueller Stimmen und deren Vielfalt. Hierbei steht das Werk im Zentrum.

mosaik will Räume schaffen, um den Literatur- und Kunstdiskurs zu hinterfragen und neue Zugänge zu ermöglichen. Aus der Gesamtheit dieser Aktivitäten entsteht das namensgebende Bild.

Du willst ein Teil des mosaik werden?
schreib@mosaikzeitschrift.at
Einsendeschluss Ausgabe 39: 30.12.2022
Details zu den Einsenderichtlinien findest du auf:
mosaikzeitschrift.at



Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport



STADT : SALZBURG



**LAND
SALZBURG**

INTRO

„Alle feiern“, sagt meine Mutter. „Ich verstehe nicht, wie alle feiern können.“ Sie sagt: „Ich verstehe nicht, wie alle so tun können, als ob nichts gewesen ist.“ „Ja“, sage ich. (Julo Drescowitz, S. 28)

Auch wenn es schon abgedroschen klingt und jede*r Zweite beim nächsten Satz seufzend das Intro-Lesen abbrechen wird: Wir leben in turbulenten, intensiven, bedrückenden Zeiten. Aber! Es ist schön zu beobachten, dass es Künstler*innen gibt, die sich den unterschiedlichsten Aspekten dieser lange andauernden Krisenprozesse annehmen und die diversen Implikationen auf Mikro- und Makro-Ebene thematisieren. Aus Gesprächen wissen wir, dass viele Autor*innen von der Weltlage oder individuellen Notlagen am Schreiben gehindert werden – vielleicht findet sich in dieser Ausgabe für jede*n von uns ein Text, der wieder Energie und Perspektive gibt.

„Schreiben braucht Gewusel“, meint Jakob Kraner im Kreativraum (S. 76). Dem können wir uns nur

anschließen: Der persönliche Kontakt, die geistige und körperliche Nähe, der Austausch, das Vertraute und das Neue – all das kann Kraft, Sicherheit, Vertrauen schenken. Das klingt auch im bewusst gewählten Titel der Ausgabe an.

„Ich suche in mehreren Sprachen, für eine Sammlung, sage ich, und bin umgeben von wackeliger Sprachigkeit“ – Franziska Fuchsl (S. 65) führt uns in einen Schwerpunkt im [fœjətō], der uns schon lange ein Anliegen ist. Wir sind überzeugt, dass der Austausch zwischen den Sprachen nicht nur die möglicherweise wackelige Sprachigkeit festigt (gleichzeitig aber auch wieder wackeliger macht), sondern die Distanz zwischen Menschen verringert. Und wenn wir in unseren Zeiten etwas brauchen, dann ist das „ein bisschen Nähe“ – wenn vielleicht auch räumlich getrennt.

euer mosaik

Kostenoffenlegung

Das mosaik ist kostenlos erhältlich. Das bedeutet jedoch nicht, dass bei der Produktion keine Kosten anfallen. Die (fiktive) Entlohnung der Arbeitsstunden im Team haben wir nach den fair-pay-Empfehlungen der IG Kultur Österreich bemessen, die Arbeitszeit der Autor*innen und Künstler*innen können wir weder ermesen noch angemessen entlohnen.

Das mosaik finanziert sich größtenteils über Förderung der Stadt und des Landes Salzburg sowie des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport. Wenn du unsere Arbeit schätzt, kannst du uns auch monetär unterstützen: Mit einem Abo, einer Mitgliedschaft oder einer einmaligen Förderung.

Mehr Infos dazu: mosaikzeitschrift.at/geld

mosaik38

Redaktion (71h à 17,-) *	1.207,-
Organisation (49h à 16,-) *	848,-
Korrektur (20h à 17,-) *	340,-
Grafik & Satz (23h à 17,-) *	391,-
Versand (20h à 16,-) *	320,-
Druck	3.745,37
Versandkosten (Durchschnittswert)	412,2
Marketing (Durchschnittswert)	200,-
Künstlerische Arbeit	unbezahlbar
Summe	7.463,57
Auflage	1.500
Kosten pro Exemplar	4,98

* Diese Arbeit erfolgt unentlohnt.

INHALT



7 stets notbeleuchtet

Maja Goertz – Hinter der Deadline
Georg Großmann – Laternenfische
Helmut Blepp – Nachtarbeiter
Simon Scharinger – woanders

15 Es pocht

Anna Krauß – einmachglasvollwelt.
Tsovinar Hakobyan – Palermo
Clara Maj Dahlke – Imago
Julo Drescowitz – Grillfest

33 kein Sound?

Sascha Bruch – Das Schweigen häuten
Zoe Dackweiler – Der Verschleiß des Körpers
(Einflussgrößen) – Zoe
Natalie Campbell – Läuterung



43 BABEL

Das Thema unseres Feuilletons – nämlich Mehrsprachigkeit, siehe S. 66 ff. – steht hier bei BABEL in guter Tradition immer schon im Mittelpunkt, ohne sich aktuellen Trends anbieten zu wollen. Schließlich ist Mehrsprachigkeit unser tägliches Geschäft – wenn es auch stets in einer deutschen Übersetzung mündet. Verstehen, Verstand, Verstandenwordensein, Verständigen oder Verständigthaben – unser Anliegen ist die Verständigung, obgleich wir uns der bescheidenen Wirkmacht unserer Rubrik bewusst sind. Also bitte, habt Verständnis, wenn wir euch in die Verantwortung nehmen! Stellt euch vor den Spiegel und lest die folgenden Gedichte laut im Original, damit ihr erahnt, wie groß die Welt eigentlich ist – und wir so klein.

Tatár Sándor – Késleltetett... / Aufgeschoben...
(Ungarisch)

Susmita Paul – Depth of the deep / Die Tiefe
der Tiefe (Englisch)

Anna Gruver – #одназнач / #einevonuns
(Ukrainisch)

Dejan Matić – Dan odmora / Ruhetag (Serbisch)



55 Veronika Klammer

(Multimedial Artist)

Wir geben Einblick in zwei ihrer Projekte:

1. Multimediales Kunstprojekt „Schwester Stern“

Die Geschichte „Schwester Stern“ reiht sich in eine moderne Lungauer Sagenwelt ein. Das Buch soll in Krisensituationen Halt geben. Die Suche nach Geborgenheit in einer Zeit in der gesellschaftliche Fundamente immer fragiler werden, steht im Zentrum der Geschichte. Als Basis für die Illustrationen fungieren Landschaften und Orte aus dem Salzburger Lungau, welche die kindliche Heimat der Künstlerin darstellen. Das mittelalterliche Mauterndorf wird zur Bühne des Märchens, aber in abgewandelter, fantastischer Form. Die Künstlerin nimmt Elemente der Orte, bindet sie in ihren Fantasielandschaften ein, und lässt so die Märchenwelt von Sonnhilde und Rosalinde entstehen.

2. Kunstwerkstatt „Tauernache“

Seit 2018 engagiert sich die Künstlerin aktivistisch in der alten Mühlsteinerzeugung ihres Großvaters. Schritt für Schritt wandelt sie das industrielle Gebäude in einen Treffpunkt zeitgenössischer Künstler*innen.



Foto: Marwa Younes Almokhbel

66 [føejatō]

„Written in a Kloster, it natürlich turned out to be a book of erotic poetry.“ – Wovon der chilenische Autor und Übersetzer Tomás Cohen hier spricht – oder auch: wie er spricht – ist ein Beispiel für Mehrsprachigkeit. Zahlreiche Positionen zu diesem weitreichenden Feld wollen wir hier versammeln: Die Zugänge von Übersetzer*innen, die Ansprüche von Verlagen, spannende neue Projekte, individuelle Herausforderungen. Herausgekommen ist eine klarerweise unvollständige Sammlung an Positionen, die das weite Feld öffnet und mehr Fragen aufwirft als sie beantworten will. Ein Gebilde aus „wackeliger Sprachigkeit“, wie es Franziska Fuchsl in ihrem Intro formuliert.

76 KREATIVRAUM: Jakob Kraner



Foto: Apollonia Theresa Bitzan

Katharina J. Ferner

Wer ist das mosaik? Welche Köpfe stecken dahinter? In *über uns* stellt sich das Team vor.

Was mache ich bei mosaik? Gemüse schneiden, unser Café aufmachen, die eingesandten Texte lesen, Redaktionsarbeit, E-Mails beantworten... da gehört alles dazu! Auch das eigene Schreiben: Ich finde, selbst eine Literaturzeitschrift zu machen ist der beste Einstieg für junge Schreibende. Es ist schön, andere Leute zu motivieren, einen Text einfach loszuschicken, um zu schauen: Wie kommt der überhaupt an? — So eine Literaturzeitschrift ist wie eine Feuerprobe. Auch für renommiertere Autor*innen! Und grade beim mosaik gibt es ja keine großen Hürden, jeder kann einfach einsenden.

Vor Jahren hab ich auch selbst im mosaik veröffentlicht. Es ist irgendwo aufgelegt, ich hab es mir angeschaut und gedacht: Cool, da könnte ich auch etwas hinschicken — mich hat es einfach angesprochen. Ich hab dann immer wieder Leute aus dem Kreis kennengelernt, einzeln, und irgendwann hat sich das für mich erst verbunden — die Redaktion, die weiteren Projekte. Das finde ich auch besonders schön — es wird so viel abgedeckt: die klassische Zeitschrift, der Verlag, die Online-Formate, die ja wieder ein anderes Publikum ansprechen und eine andere Reichweite haben. Und beim mosaik kann ich aktiv etwas mitgestalten. Ich



bin derzeit bei der Zeitschrift involviert, aber ich liebe auch die edition: Unsere Bücher erkennt man sofort wieder. Ich finde es toll, ein Teil davon zu sein — weil das alles einfach zum mosaik dazugehört! Was ich sehr schätze: dass wir uns für die Redaktion ausführlich Zeit nehmen und über die Texte sprechen — das sind spannende Diskussionen! Das ist zwar immer auch anstrengend, aber es ist schön, wenn eine neue Ausgabe fertig ist und wir sehen können, was wir gemacht haben! Ein Vorteil dabei ist der Blick abseits des etablierten Feuilletons. Ich merk dort oft, wenn Leute keine junge Literatur

mehr kennen, Zeitschriften nicht mehr aufschlagen — weil sie einen ganz anderen Literaturbegriff haben, wenn sie diese junge Szene nicht mehr wahrnehmen! Dann werden etwa Themen als *innovativ* gesehen, die ich bei uns aber sehr oft wahrnehme. Ich finde, das hilft mir auch selbst beim Schreiben: diesen breiteren Blick zu bewahren. Die ewige Frage ist die weitere Finanzierung unserer Projekte — und auch der damit verbundenen Arbeit! Es wäre schön, wenn wir einmal bezahlte Stellen fürs mosaik schaffen könnten. Das wäre gerechtfertigt für alles, was dahintersteckt.



Fotos: Mark Daniel Prohaska; Text: Manuel Riemelmoser



WOANDERS

woanders sein
wie das schon klingt
woanders

wie diese vokale
einem mund entspringen
entfahren können
demselben mund
der festgezurt zwischen
kinn und nase eigentlich
nie woanders sein kann

das o wandert zum a
der kuss er
wird zum gähnen
und ist schon ganz
woanders

woanders sein
wie das schön klingt
woanders

Simon Scharinger



ES POCHT

GRILLFEST

Vormittags parkt meine Mutter auf einem der Parkplätze vor dem Wohnhaus. Vom Küchenfenster aus sehe ich sie aus dem Wagen steigen. Sie streift sich durch die kurzen, rot getönten Haare. Sie wird 59 dieses Jahr. Sie steht auf dem Gehweg neben dem Wagen und trägt noch ihre Arbeitsklamotten: das blau-weiße Namensschild von Decathlon, das an ihre Bluse gepinnt ist. Sie arbeitet halbtags als Verkäuferin, wenn sie nicht gerade krankgeschrieben ist.

„Hi, Mutter“, sage ich. Auf dem Gehsteig umarmen wir uns. Sie ist einen halben Kopf kleiner als ich. Eine kräftige Frau; kräftig in ihren Umarmungen. Ich bin ihr sechszwanzigjähriger Sohn.

„Hallo“, sagt sie.

„Geht's dir gut?“, frage ich.

Sie sieht mich an, nickt und sagt: „Ja.“ Ihre Augen sind bernsteinfarben.

„Kannst du fahren?“, frage ich.

„Ja, klar“, sagt sie. Mit dem Schlüssel in der Hand läuft sie zur Fahrertür. „Steig ein“, sagt sie. Sie ist immer so stark. „Wir fahren“, sagt sie.

Meine Tante wohnt eine Dreiviertelstunde die Landstraße entlang durch Wälder, im Bauernhaus meiner Großeltern und neben einer geschlossenen Metallwarenfabrik. Deutschlandfahnen auf den Dächern der Nachbarhäuser. Ein Klärwerk und eine Kirche am anderen Ende der Straße. Ansonsten nichts als Forst, so weit das Auge reicht.

Wir stehen mit dem Geschenkkorb vor dem rostbraunen Hoftor und drücken die Klingel. Meine Tante öffnet das Tor, sieht mich, lacht und ruft: „Du bist dabei!“

„Ja“, sage ich und lächle.

„Heb mich hoch“, sagt meine Tante.

Ich stelle den Geschenkkorb ab, umarme meine Tante lächelnd und hebe sie dabei hoch.

„Ja“, sagt meine Tante. „Nochmal“, sagt sie.

Ich umarme sie nochmal und hebe sie hoch.

Mein Onkel steht im hinteren Teil des Hofes, neben dem Hundezwinger, am Grill. Er trägt abgeschnittene Jeans und ein warnwestengelbes Tanktop. Das Tribal-Tattoo an seinem Hals ist verlaufen. Seine Augen sind eisblau und sein Haar blond und halblang. Er hebt lächelnd die Hand. Wir schlagen miteinander ein. Meine Mutter und meine Tante gehen schwer mit den Geschenkkörben beladen die Treppenstufen hinauf zur Haustür.

„Bier?“, fragt mein Onkel. Er deutet mit dem Zeigefinger auf die Kühlbox, die mit Eis und braunen Flaschen gefüllt ist.

„Eins kann ich trinken“, sage ich. Mein Onkel blickt mich einen Moment auf diese Art an: als ob ihm etwas lange Vergessenes wieder eingefallen wäre.

„Lass die Frauen mal reden“, sagt mein Onkel. Er trinkt einen Schluck seines Bieres, zieht an seiner Zigarette, blickt in die Grillwanne und schiebt mit der Zange halbweiße Kohlestücke hin und her.

Als ich auf die Toilette gehe, sehe ich durch den Türspalt meine Mutter und meine Tante in der Küche stehen. Ich sehe, wie sie an die Arbeitsfläche anlehnen: Wie sie nah beieinander stehen, nicken, die Arme verschränkt, und Worte zueinander sagen.

Zuhause läuft meine Mutter sofort ins Wohnzimmer und legt sich in ihren Sessel. Die Übelkeit kam schon im Auto. Ich bringe ihr aus dem Eisfach eines ihrer Kühlpads.

„Danke“, sagt sie mit geschlossenen Augen und legt es sich auf die Brust. Meine Mutter sitzt einen langen Moment so da; in ihrem Sessel, die Füße hochgelegt, mit dem Kühlpad in der Hand auf ihrer Brust. Ihr graues, faltiges Gesicht. Die braunroten, getönten Haare. Ihre Bluse, ihre Stoffhose.

In der Küche schalte ich die Klimaanlage ein, dann den Ventilator. Die Hitze staut sich an solchen Sommertagen. Durch das gekippte Küchenfenster höre ich Grillen zirpen.

„Alles in Ordnung, Mama?“, rufe ich von der Küche aus ins Wohnzimmer.

„Alles in Ordnung“, ruft sie zurück.

Ich gehe wieder ins Wohnzimmer, zum Sessel, und lege meiner Mutter vorsichtig von hinten meine Arme um den Hals. Ich gebe ihr einen Kuss auf die Backe und sie gibt mir einen Kuss auf die Stirn.

„Endlich ist mal wieder jemand da“, sagt meine Mutter, mit dem Kühlpad an ihrer Brust. Sie sitzt im Sessel, regungslos und mit geschlossenen Augen.

„Wie geht's dem Herz?“, frage ich leise.

„Es pocht“, flüstert sie.

Oben im ersten Stock überziehe ich mein Bett mit frischen Laken. Auf dem Nachttisch liegt ein Stück Papier, auf dem steht: *„Ich war hier, wo waren Sie, mein Herr? Deine Tante“*

Am Fenster rauche ich eine Zigarette, anschließend steige ich die Treppe zum Dachstuhl hinauf. Sein Zimmer ist unangerührt. Der Teppich gesaugt, kein Staub auf Spiegel oder Oberflächen. Fernseher, Schreibtisch, ein paar seiner Marketing-Bücher. Sein Bett voll mit Kissen, Fotos und kleinen Dingen, die ihm meine Mutter und Tante von Ausflügen mitgebracht haben: Eine Postkarte aus Koh Samui, ein Schlüsselanhänger von einer Betriebsfeier. Mit Wachsstiften gemalte Bilder von Sonne und Stränden. Ich setze mich auf den Schreibtischstuhl. Aus dem Fenster sehe ich den dunkelnden Himmel. Von unten höre ich den Fernseher laufen.

Um Mitternacht setzen wir uns noch mal in die Küche, um eine Kleinigkeit zu essen. Aus dem Kühlschrank hole ich die Schüssel mit den Resten des Grillfleisches, dazu Salat, ein Knoblauchdip, Kräuterbaguette und Ketchup.

Meine Mutter sitzt im Nachthemd am Tisch, mit geradem Rücken, und hat die Augen geschlossen.

Wir essen beide ein paar Bissen, als sie mich plötzlich ansieht und fragt: „Rauchst du noch?“

„Manchmal“, sage ich. Ich kaue und schlucke, das Baguette in der Hand.

„Ich will eine“, sagt sie, ohne mich anzusehen, und beißt in das Stück Steak auf ihrer Gabel.

„Und dein Herz?“ Ich blicke zu ihr.

„Ist mir egal“, sagt meine Mutter, schneidet ihr Steak und führt sich die Gabel in den Mund.

Durch die Verandatür steigen wir in den dunklen Garten. Der Rasen ist hoch gewachsen. Wir setzen uns in die weißen Plastikstühle neben der Hecke. Stapel von Pappkartons und Dinge wie das alte Aquarium meines Vaters und der kaputte Wäschetrockner stehen schulterhoch gestapelt auf der Terrasse.

Ich halte ihr über den Gartentisch das Feuer hin, anschließend zünde ich meine Zigarette an. Wir rauchen wortlos, langsam. Nur das Geräusch unseres Atems, unserer sich bewegenden Hände; die zirpenden Grillen in der Hecke und die vorbeirauschenden Autos auf der Hauptstraße. Unsere Gesichter in Schatten, nur die leuchtende Glut, die von Zug zu Zug knisternd aufglimmt und unsere Blicke für einen Moment sichtbar macht.

„Das war gut“, sagt meine Mutter. Sie drückt den Filter in den Aschenbecher.

„Ja“, sage ich.

„Das hätte ihm auch gut gefallen“, sagt sie. „Dass wir das hier gemacht haben.“

„Ja“, sage ich. „Das hätte ihm auch gut gefallen. Solche Sachen hat er immer gerne gemocht.“

Nachts wache ich auf, weil meine Mutter an meiner Bettkante sitzt. Sie hält meine Hand und blickt mich an. Durch das Fenster sehe ich den schwarzen Nachthimmel grauen. Grillen zirpen so laut, dass ich sie für ein Relikt meines Traumes halte; aber sie sind hier, sie sind echt.

„Wie geht's dem Herz?“, frage ich und reibe über meine Augen.

„Gut“, sagt meine Mutter. Sie hält meine Hand mit beiden Händen. Sie blickt mich im Halbdunkeln an. Dann verzieht sich ihr Mund und schließlich ihr Gesicht.

„Ach Mama“, sage ich. Ihr Blick senkt sich. Ich fahre ihr mit der Hand über den Rücken. Wir haben sie als Kinder nie weinen sehen. Ich setze mich auf. „Komm mal her“, sage ich. Ich nehme sie in den Arm. Ich wiege sie hin und her, dort in der Dunkelheit.

„Alle feiern“, sagt meine Mutter. „Ich verstehe nicht, wie alle feiern können.“
Sie sagt: „Ich verstehe nicht, wie alle so tun können, als ob nichts gewesen ist.“
„Ja“, sage ich.

Sie weint weiter und hält meine Hand.

„Manchmal hab ich das Gefühl, dass ich mit ihm auch dich verloren hab“, sagt sie.

„Aber ich rufe dich doch jede Woche an“, sage ich. „Ich bin doch fast jedes Wochenende hier“, sage ich.

„Ja“, sagt meine Mutter. „Manchmal hab ich das Gefühl, dass ich gar nicht weiß, was du machst. Dass ich gar nicht mehr weiß, wer du bist.“

„Aber ich erzähle dir doch alles“, sage ich. „Ich weiß nicht, was ich dir sonst noch erzählen soll. Ich erzähle dir alles, was ich mache. Ich mache nicht mehr“, sage ich. „Ich bin ein langweiliger Mensch“, sage ich.

„Ja“, sagt meine Mutter. Sie fährt sich über die Augen.

So sitzen wir noch eine Weile da. Ich hinter ihr auf der Matratze, meine Arme um sie. Sie mit ihrer Hand in meiner Hand und ihrer anderen Hand an meinem Arm. Sie weint. Ich weiß nicht wieso, aber ich wiege sie hin und her. Wie schwerer Wellengang. Wie meine Mutter, die in der Dunkelheit im Ozean schwimmt. Wie ich, an den sie sich klammert, damit sie nicht ertrinkt. Alles ist dunkel in meinem Zimmer. Ein Auto fährt auf der Hauptstraße entlang, der Motor schaltet hoch, die Scheinwerfer blitzen auf.

„Ich weiß nicht, wer du bist“, sagt meine Mutter.

„Aber ich erzähle dir doch alles“, sage ich. „Ich weiß nicht, was ich dir noch erzählen soll. Ich erzähle dir alles, was ich mache“, sage ich.

Aber ich weiß nicht, ob das stimmt.



KEIN SOUND?

DAS SCHWEIGEN HÄUTEN

Hommage an Hélène Cixous Medusa

i.

vor den Fenstern lachen die Hexen
schütteln Bäuche im Takt
husten zerschnittenen Atem aus
kreischen tief in die Wälder hinein
empor steigt ein Echo, das sich vor Jahrhunderten verlor.

Flüsse sind Schlangen
Schlangen fallen von Bäumen
Bäume trinken mit Wurzeln
das Urmeer aus.

im Keller spielen die Kinder
wir vergaßen ihnen die Namen beizubringen
die man uns stahl
über ihnen wird der Sprachboden einbrechen
erinnerte Lawinen das Schweigegefälle abtragen
auch uns mitreißen
dann: gemeinsam zwischen Trümmern Worte finden
und aus ihnen eine Leiter häkeln.

schon bebt die Stimme beim Wiegenlied
schon vibrieren die Gläser von gestern
schon zittern die Äste, die vogellos sind
schon lispeln die Zungen der Schlangen im Chor:
es ist Zeit eure Federn zu tränken.

ii.

sie haben Athene einen Tempel gebaut
aus Köstlichkeiten und Gewalt
dein Lippenbekenntnis zu dezensurieren hieße:
in das hohe Loch im Saal zu blicken
den eigenen Namen zu verstehen
doch es galoppiert die Antiliebe um den Abgrund
für den Sie dich straft
man gab dir keine Wiege nur die Schuld
am Einbruch in fremde Mauern
und deine Haut.

im Moos wütet eine Unruhe
sie hält den Tod in Schach
bis ein Blick die Felsen zerklüftet
eingekreist von fremder Angst
fasst du nur die eigene Hand.

man will dir dein Hauptwort stehlen
es bricht aus deinem Kehlkopf
trinkt vom Blut, das dir von den Lippen rinnt
mit jedem Versuch es auszureißen
wuchern Wurzeln tiefer in dein Fleisch.

es würgt sie dein Lachen
aus hundert Mündern schallend
bevor es in Adams Apfel beißt
wie soll verstehen
wer mit verschlossenen Augen liest?

iii.

schüttelst Schuppen vom Haupt
reißt Lider auf
schreist die Scham aus dir
von einem Hügel hinab
dem bebenden Tempel entgegen
um Vorwurfshaltung zu beziehen.

und wenn dich niemand erhört
schnallst du dir deine Lungenflügel um
schwingst mit tiefen Zügen dem Äther entgegen
um den Ankommenden eine Mutter zu formen.

es tropft weiß aus deinen Poren
auf uns hinab
durstige Zungen wehen im Wind
deine Tinte zu saufen
den Blick zu heben
gleicht einer Geburt
unserer Körper in Schrift
eine Kontur zu schaffen, die Atem hält
wir wollen die Schwebenden erhören:
weniger Folge leisten, als Anfang nehmen.

am Ende kriechen wir
die Bäume in Schmelzflüssen hinauf.

Sascha Bruch

DEPTH OF THE DEEP

This world is not that world
In which world this world's shy
From word to sound from sound to speech from
speech to work and then words more
Let me look I don't see
Let me hear I don't listen
Understood I don't understand
In the busy Fluoride too, this unkempt room
Quieter Shiva frozen
In the pocket always
What if I see
What if I hear
What if I forget to know-
With the intangible to the tangible may your Vedas brim,
(I pray) not even your enemy is stuck here.

Susmita Paul

DIE TIEFE DER TIEFE

Diese Welt ist nicht jene Welt
In welcher Welt diese Welt scheu ist
Vom Wort zum Geräusch vom Geräusch zur Sprache von
Der Sprache zur Arbeit und dann Wörter, weitere
Lass mich hinsehen, ich sehe nicht
Lass mich hören, ich höre nicht zu
Verstanden, ich verstehe nicht
Auch in dem geschäftigen Fluorid, dieser ungepflegte Raum
Ruhigere Shiva, erstarrt
In der Jackentasche immer
Was, wenn ich sehe
Was, wenn ich höre
Was, wenn ich vergesse zu wissen -
Mit dem Unerreichbaren zum Erreichbaren mögen deine Veden überquellen.
(Ich bete:) Nicht einmal dein Feind steckt hier fest.

Aus dem Englischen von Lisa Schantl

Auszug aus „Schwester Stern“

OH DU LIEBE AUGUSTINE

Aus „Schwester Stern“
von Veronika Klammer

Oh du liebe Augustine,
warst du früher froh und munter,
gutes Spiel zu guter Miene,
alles ging den Bach hinunter.

Schwarzer Schatten auf drei Beinen,
folgt dir wie ein zahmer Hund,
lebt von deinem langen Greinen,
lebt von unsichtbarer Wund.

Ach du junges Frauenzimmer,
glühten deine roten Wagen,
nun fehlt dir jeder Augenschimmer,
alles Scherben, alles Flammen.

Tanz du liebe Augustine,
bis deine Beine müde sind,
werd dabei zu deinem Irrsinn,
heule wie der wilde Wind.

Augenscheinlich eine Närrin,
jagt den Leuten Schrecken ein,
die da mit dem Finger zeigen,
glauben ganz normal zu sein.





fœjætõ



Mehr Infos auf www.jungekunst.at &
www.instagram.com/tauernache



Mehrsprachigkeit

Foto: Marwa Younes Almkhbel

Wenn nicht von Eins weg gezählt wird, wovon sprechen wir dann... was dann wäre Sprachigkeit... und was mehr davon?

Zum Dank für ein Nachtkästchen auf schicken Stiletto-Beinchen, mit klappbarem Frontlader und schiebbarer Augenbinde, schicke ich Vidu ein Buch mit dem Titel „Holzverwendung. Altes Wissen für eine nachhaltige Zukunft“. Vidu wird kein Wort darüber verlieren bei unserem nächsten Treffen. Ich klaube mir Holzverschnitt aus einem Bottich, für eine Sammlung, sage

ich, und Vidu tobt so scherzhaft wie ernst neben mir, denn dings, das Vorhaben, bevor das Holz ausgesucht... Vidu lebt jeher umgeben von zwei Sprachen, es ist Vidus Umgebung aber eine Umgebung von karger Sprachigkeit, aus der Vidu jetzt hämisch lacht: Du kennst dich ja nicht aus.

Womit ich mich aber auskenne, ist karge Sprachigkeit. Ich bin ja doch, Vidu, die Tochter meines Vaters. Wenn du auch mindestens eine Sprache gelernt hast, die Sprachigkeit kann dir verloren gehen. Siffelnde Laute, Nuscheln, Ver-

schlucken, das Ausfällig-werden ganzer Wörter: dings do, des Dings do, dings. Und die Ohren, was, hören die Ohren? Wirklich, vielleicht, lässt sich auch Lesen verlieren.

In einer südkoreanischen Gebärdensprache hebt die auf der Nase hockende Faust geradewegs ab und fliegt mir, dem begriffschützigen Gegenüber, zu, dass es scheint, die Faust solle mitteilen, die Nase wächst (und passe wie die Faust aufs Aug). Jene Marionette, bei der sie aus schlafendem Auge wächst, hat nie Ohren gebohrt bekommen und von

allen Seiten spricht es auf sie ein: Schenk dein Gehör keinen Gaunern.

Die wachsende Nase in südkoreanischem Gebärdendialekt will sagen: Ich finde mich glücklich. Ich suche in mehreren Sprachen, für eine Sammlung, sage ich, und bin umgeben von wackeliger Sprachigkeit, bin eine Lügner-, eine Tuerin, am glücklichsten mit zuem Mund. Was meinen Träumen am nächsten kommt, ist mein Nachtkästchen... Und Vidu?

Franziska Fuchs

Wir übertragen Worte, keine Wörter

In jeder Ausgabe der mosaik findet sich Mehrsprachigkeit in Form von Texten und ihrer Übertragung ins Deutsche. Für diese Ausgabe haben wir uns umgehört — bei Übersetzer*innen, Kollektiven, Verlagen: Was passiert da eigentlich mit einem Text bei der Übertragung von der einen in die andere Sprache? Werden Worte übersetzt oder Bedeutungen? Texte oder Gefühle? Was bleibt unübersetzt, ist unübersetzbar? Und was meint Veronika Siska, wenn sie sagt:

Mein Wortschatz hat Gefühlswurzeln

„Wie war das eigentlich, als ihr damals nach Deutschland kamt, konntest du da schon Deutsch?“, werde ich oft gefragt. „Nein, konnte ich nicht“, antworte ich — füge aber gleich hinzu, weil sich die Augen des Gegenübers erschrocken weiten (und komme mir dabei vor wie Schrödingers Katze): „Irgendwie habe ich die Leute trotzdem verstanden.“ Tatsächlich fühlte ich mich, auch schon in den ersten Monaten in Deutschland, nie abgehängt, in der Schule wusste ich, was von mir verlangt wurde oder reimte es mir zusammen. Dass ich bei Weitem nicht alles verstand, wurde mir erst klar, als ich später über diese Zeit nachdachte: Einmal erschien ich ohne Hausaufgaben in der Schule.

Ich war verwirrt — wir hatten etwas auf? Das muss mir entgangen sein. Oder dann, als ich nachfragen musste, was denn bitteschön „Viecher“ sind. Trotz solcher Momente blieb das Grundgefühl des Verstehens. Vielleicht fiel ich, obwohl schon siebenjährig, beim kindlichen Zweitspracherwerb noch in die Phase, in der man noch nicht jedes Wort auf die Verständniswaage legt. Sprache war für mich mehr als bekannte und unbekannte Wörter, sie war Tonfall, sie war Blick, sie war Gesichtsausdruck — und ist es immer noch. Intuitiv wie an meine Zweitsprache nähere ich mich auch Texten an, die ich übersetze. Über die Jahre haben sich die einzelnen Wörter in beiden

Sprachen mit Ereignissen und Erlebnissen gefüllt — vor allem aber mit Gefühlen, positiven wie negativen; mein Wortschatz hat Gefühlswurzeln. Man sagt, bei der literarischen Übersetzung übertrage man Worte, keine Wörter. Mein Weg in die andere Sprache läuft auf eine viel unbestimmtere Weise, über Assoziationen, über Intuition: Bei der Übersetzung eines Textes versuche ich, mich in die entsprechende Szene hineinzusetzen, stelle sie mir mit all ihren kleinen wie großen Emotionen vor — und überlege dann, wie ich sie in der anderen Sprache ausdrücken würde. Spüre ich in der Situation, obwohl nun in einer anderen Sprache, immer noch das Vertraute?

Wie Schrödingers Katze fühle ich mich übrigens auch dann, wenn ich Menschen erklären muss, dass ich, obwohl zweisprachig, nicht dolmetschen kann: Bis ich mich nämlich in das, was der andere sagt, hineingefühlt habe, ist dieser schon in seinen Ausführungen zwanzig Minuten weiter und hat mich tatsächlich abgehängt.

Veronika Siska
www.veronikasiska.de



Foto: Louisa Hozee

Gelebter Alltag statt Privileg

Wenn Lyrik-Übersetzungen erscheinen, stellt sich für Verlage immer die Frage: Sollen sie zweisprachig erscheinen? Die einen lieben es, das Original zu lesen, die anderen hassen es, wenn jede zweite Seite uninteressant ist, weil sie die Sprache nicht verstehen. Daneben kommen noch Überlegungen zur Ressourcenknappheit

(Papiermangel) und zur Rechtefrage (Abdruck des Originals) hinzu. Diese Frage kann man nie abschließend beantworten, sie stellt sich bei jedem Buch neu. Traditionell werden gerne englische Übersetzungen zweisprachig gemacht, weil man erwarten kann, dass viele Lesende das Original verstehen. Für die

übersetzende Person macht es das nicht einfacher, manche fühlen sich sogleich berufen, Fehler und Unzulänglichkeiten in der Übersetzung zu entdecken. In letzter Zeit sind auch arabisch-deutsche Ausgaben erschienen, weil es durch Fluchtbewegungen ein größeres arabischsprachiges Publikum gibt, das allerdings

in viele unterschiedliche Dialekte zerfällt. Bei konventionellen Literaturveranstaltungen sind Fremdsprachen ein Albtraum, denn sie nehmen Lesezeit weg. Das Publikum mag höchstens Englisch hören, vielleicht noch eine romanische Sprache, aber dann soll bitteschön Ruhe sein. Dass jede Sprache es wert ist,



Foto: Marwa Younes Almokbe

Echos zwischensprachiger Mitschriften

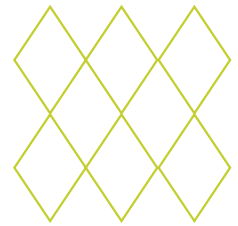
Al Khatib: eine Wohngegend in Damaskus: eine Straße: eine Geheimdienstabteilung. Eine Geheimdienstabteilung in einer Straße in einer Wohngegend in Damaskus. Eine Wohngegend: eine Geheimdienstabteilung. Eine Straße: eine Geheimdienstabteilung. Al Khatib. Das Übersetzer*innenkollektiv *Wiese (Wie es ist)* / مرجع arbeitet an dem *AL-KHATIB-GLOSSAR*. Das Glossar bezieht sich auf das Al-Khatib-Verfahren, das jüngst in Koblenz unter dem »Weltrechtsprinzip« zwei Geheimdienstler des syrischen Assad-Regimes vor Gericht gestellt hat. Es bezieht sich auf ein Verfahren, das als Text so nicht existiert, jedenfalls nicht vollständig und nicht im Wortlaut dokumentiert wurde. Auch bezieht es sich nicht nur auf dieses Verfahren, sondern auf das Gewaltgeschehen, für das der Name Al-Khatib mittlerweile steht. Die repressiven, todbringenden Praktiken, die Al-Khatib ausmachen, sind wiederum in dem weiteren Kontext der Anstrengungen der syrischen Revolution zu sehen, die in der Geheimdienstabteilung 251 (Al-Khatib-Abteilung) zum Schweigen gebracht werden sollen. All das ist der sogenannte »Text«, dem sich die Glossararbeit der Wiese widmet. Welche Wörter bleiben in Koblenz unübersetzt, unübersetzbar? Lassen sich diese als

Fragmente einer Sprache der syrischen Revolution (re-)konstruieren? Was, wenn Redewendungen zu Drohungen werden? Wo überblenden sich deutsches Gerichtsverfahren und Straßenszenen aus Damaskus? Wie weit reichen historische Verstrickungen zwischen syrischen und deutschen Geheimdiensten? Welche Echos stellen sich zwischen unseren arabischen, deutschen und zwischensprachigen Mitschriften ein, die stets nur Annäherungen an ein (un)hörbares Verschwinden(lassen) sind? Das Glossar experimentiert mehrsprachig und multimedial mit diesen porösen, zaghafte und unvollständigen Spuren und versteht sich u.a. als eine Stellungnahme zur folgenschweren Aufzeichnungsverweigerung des Koblenzer Gerichts. Auf der Suche danach, wie sich die Abteilung in die Nachbarschaft einschreibt, schauen wir uns die wenigen Bilder auf Google Maps, die es von Shops, Krankenhäusern, Gebäuden in nächster Nähe zur Abteilung gibt, genauer an. Man sieht nicht viel. Viel Glas. Autofenster, gläserne Ladenfassaden, die Fenster von Wartezimmern spiegeln. Sie erlauben ein verzerrtes Bild einer Grenzgegend. *Miriam Rainer, Marwa Younes Almokbe @wiesewieist*

JAKOB KRANER

Um zu schreiben, brauche ich regelmäßige Wechsel der Umgebung: Café Weidinger, Café Kafka, Café Rüdigerhof, Lesesaal der Nationalbibliothek, seltener zuhause am Schreibtisch. Schreiben braucht Gewusel, Farben, Luftveränderungen, um in Gang zu kommen. Zwischen Frühstück und letztem Textschliff beim Bier können durchaus alle oben genannten Orte abgeklappert werden. Die besten Ideen kommen zu Fuß.

Dieser Tage erscheint mein Debüt, ein wildes Experiment namens *Kosmologie*. Das ganze Drumherum des ersten Buches hält mich einigermaßen im Bann, sodass ich mich dem zweiten – einem Roman mit dem Arbeitstitel *Katastrophe, mon amour!* – im Moment nur konzipierend widme. Ich versuche, meinen Frieden zu machen mit einem auf Dauer gestellten Ringen um Routinen und einem ständigen Kampf um Zeit und gegen



Kreativraum ist eine Reihe mit Fokus auf Orte, an denen Kunst geschaffen wird – und Personen, die eben diese Räume nutzen.

die tägliche Entropie – E-Mail-Schreiben, Nägelschneiden und Problemlösen. Es gibt keine zufriedenstellende Lösung: Ohne Routine droht die Arbeit zu zerbröseln, mit Routine droht sie in ein seelenloses Wegschaufeln von Tasks zu kippen. Der einzige Weg ist, das Gewurschtel durchzuhalten, bis etwas daherkommt, das fesselt: eine Idee, ein Bild, eine sprachliche Wendung.

Jakob Kraner lebt in Wien. Er studierte Sprachkunst und Philosophie. Sein Debüt *Kosmologie* erscheint im Oktober 2022 bei *Rohstoff* von Matthes & Seitz Berlin. Projektstipendium für Literatur des Bundes 2022.

Text: Marko Dinić, Foto: Apollonia Theresa Bitzan

